



Über das Schreiben

Mein erster Roman ist kein Meisterwerk. Um ehrlich zu sein, ist er nicht einmal gut. Definitiv würde ich ihn niemals zu lesen anbieten. Manchmal lese ich ihn selbst. In den seltensten Fällen, um mich darüber zu amüsieren. Eher, um mich selbst runterzuziehen, mich fertizumachen.

Noch gut erinnere ich mich daran, wie ich diesen Roman damals schrieb. Voller elan. Begeisterung. Vorfreude. Meine Neugierde, was in den nächsten Absätzen, Seiten, passieren würde, wuchs ins unermessliche. Die Blätter füllten sich durch meinen Glücks-Kulli fast von selbst. Als ich dann, nach wochenlangem Schreibrausch, das magische Wörtchen „Ende“ darunter schrieb, war das Gefühl überwältigend. Die handgeschriebenen Seiten bunkerte ich wie einen Schatz, las sie millionenmal durch, sagte ganze Passagen Nachts zum Einschlafen auswendig auf. Ich war bis über beide Ohren in meinen Text verliebt.

Natürlich machte ich mich auf die Suche nach Gleichgesinnten und fand sie durch Foren im Internet. Doch die geplanten Dankessänge über die Genialität meiner Zeilen blieb aus. In kürzester Zeit wurde die strahlende, rosarote Brille trübe, bis sich alles dadurch betrachtete in einen einheitsgrauen Brei verwandelte. Irgendwann fühlte ich mich mit der rosa-Herzchen-Brille, wie die einzige verkleidete auf einer Motto-Party.

Ich legte also besagte Brille ab und mit ihr verschwand meine Textliebe, wie der Morgennebel bei den ersten, klärenden, Sonnenstrahlen. Ja und was ich dann in den Weiten der Schriftstellerlandschaft erblickte war atemberaubend. Faszinierend.

In den folgenden Jahren lernte ich viel. War es mir früher undenkbar an Texten etwas zu mäkeln, waren sie doch mit Herzblut, oder mit dem Glücks-Kulli, geschrieben, so wurde ich zu einer kleinlichen Kritikerin. Ich erfuhr von der Existenz eines Plots, von der Schneeflockenmethode, von Charakteraufbau, Antagonisten und Protagonisten. Anfangs fühlten sich die Gespräche wie eine neue Sprache an, als würde man den Beipackzettel von Hustensaft lesen. Doch im Laufe der Zeit verstand ich und gehörte dazu.

Längst schon hatte ich meine Schreibversuche auf den PC verlegt, benutzte Normseiten, spezielle Schreibprogramme. Der Glücks-Kulli hatte ausgedient. Eine neue Idee wurde bei weitem nicht mehr flott aus der Schulter einfach losgeschrieben. Da wurde erst einmal ein Plot angefertigt. Ein Exposé, eine Charakterzusammenfassung, Zeitfenster, Seitenlange Interviews mit den Hauptfiguren. Alles Besprochen mit meinen Betalesern. Immer wieder an der Handlung und am Spannungsbogen gefeilt. Und dann, am Ende, wenn die optimale Version meiner Geschichte geplant war?

Ich hatte keine Lust.

Keine Luft.

Wendete mich neuen Projekten zu...

Viele Jahre vergingen, das magische Wörtchen „Ende“ schrieb ich nie wieder.

Ein weiteres Mal, lass ich die rosarote Brille fallen und muss erneut meinen Fehlern schonungslos ins Gesicht blicken, lass mich dafür das Problem aus der Ferne, einer anderen Perspektive, betrachten.

Ich sehe einen Maler, der freudig pinselschwingend Bilder fabriziert. Ein Hobbymaler. Unbestreitbar hält er seine Bilder für Meisterwerke. Doch als er sich das von qualifizierten Leuten bestätigen lassen will, erfährt er, dass harte Gegenteil. Seine Bilder, eine Beleidigung für jede Mülltonne, welche sie fortan beherbergen muss. Er kauft Künstlerfarbe, die nicht so schnell verblasst. Längst benutzt er Keilrahmen, statt dem Druckerpapier. Die Aldi-Pinsel wurden natürlich ebenfalls mit Markenpinseln ersetzt. Er lernt von Perspektiven, Linienführung



Über das Schreiben

und anderlei Künstlerjargon. Saugt es auf wie ein Schwamm. Doch malt er nie wieder.

Wäre es nicht tragisch, hier Ende schreiben zu müssen? Wenn all die Bilder ungemalt blieben? All die Geschichten unerzählt? Wie einfach mir damals das Schreiben fiel. Wie viel Spaß dem Hobbykünstler das Malen machte, auch wenn er den Pinsel wie ein Bauer die Mistgabel hielt. Wie kompliziert das alles wurde.

Nehmen wir einmal an, eine neue Geschichtenidee ist eine Quelle. Rein und klar sickert sie aus den steinigen Höhen unseres Verstandes, sucht sich den erstbesten Weg ins Tal, nimmt Fahrt auf, ehe aus dem plätschernden Bach ein reißender Fluss wird.

Nur das ich meine glucksende Quelle nicht einfach fließen lasse. Ich überlege so lange nach dem optimalsten Bachverlauf, dass die Quelle längst versiegt ist, das klare Quellwasser längst nur noch matschiges Gebräu, welches bald im Erdreich versickert. Zurück bleibt der schale Geschmack einer Erinnerung, an eine sprießende Quelle.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).